

Nichts im Leben endet oben

Vor etwa 15 Jahren schrieb ich einen Filmtext zu einer Bergtour. Ich weiß nicht mehr zu welcher. Wir waren am Gipfel gewesen und fingen an, abzusteigen, abzuklettern, abzuseilen, abzufahren oder herunter zu fliegen – gleich wie, mein Kommentar an dieser Stelle lautete: Nichts im Leben endet oben!

Einen Tag nach der Ausstrahlung des Beitrags rief mich eine Verlegerin aus Salzburg an und schlug mir vor, unter diesem Titel ein Buch zu schreiben. Ich hatte keine Zeit und kein Interesse, aber ich bedankte mich natürlich artig dafür, dass man mir so genau zugehört hatte. So tief sinnig war diese Bemerkung seinerzeit gar nicht gedacht. Sie sollte nur verbinden vom Bergauf zum Bergab. Eine gewisse Abschiedsschwermut vom Obensein war dabei schon beabsichtigt. Keinesfalls aber sollte es depressiv klingen, eher ein bisserl ironisch, wie: »Sterben müssen wir alle, dann bringt's uns auch nicht um!«

»Nichts im Leben endet oben« ist nun freilich ein Satz, an dem man beunruhigend viel herumdenken kann – wenn man will. Am besten sehen wir das Ganze zunächst einmal rein bergsteigerisch.

Mein Freund Hans Kammerlander übertitelt eines seiner Bücher vom Achttausender-Bergsteigen mit »Abstieg zum Erfolg«. Wenn uns Sonntagsbergsteigern schon die eigene Erfahrung bei so gewaltigen Gipfelzielen fehlt, dann wissen wir doch – dank Jon Krakauer –, dass wir am Mount Everest spätestens um 14 Uhr auf dem Gipfel sein müssen, um noch

am selben Tag wieder einen lebensrettenden Zeltplatz zu erreichen. Nun könnte einer natürlich behaupten, diese Situation sei genau das traurige Beispiel dafür, dass etwas doch oben enden könnte, nämlich das Leben. Gerade der höchste Berg der Erde lehrt das immer wieder.

Meine Anmerkung »Nichts im Leben endet oben« denkt jedoch ausschließlich darüber nach, was innerhalb unseres Lebens nachlässt, absinkt, weniger wird, vielleicht sogar ganz aufhört.

Bergsteigerisch gesehen ist es also ganz einfach notwendig, die Kraft und den frohen Mut richtig auf das Bergauf und das Bergab zu verteilen, damit wir nicht schlapp oder grantig werden an unserem Berg.

Immer wieder passieren Fehler bei dieser Planung. Einer der gängigsten ist das zu schnelle Anfangstempo bei einer Tour. Die weiteren tagtäglichen Nachlässigkeiten sind: schlechte Trinkversorgung, zu spätes Aufbrechen, nicht einkalkulieren von Hitze, Kälte, Wettersturz und Selbstüberschätzung ganz allgemein. All das sind Verhaltensmuster, als wolle man auf den Berg nur hinaufkommen und nicht auch wieder herunter und damit zu einem glücklichen Ende der Bergtour. Je höher, länger, schwieriger das Unternehmen, je stärker der Drang, den Gipfel erreichen zu wollen, desto angebrachter ist die lapidare Feststellung: Nichts im Leben endet oben!

Komplizierter, aber auch reizvoller wird es, wenn wir anfangen zu überlegen, warum im Leben nichts oben endet, sondern immer alles unten.

Wenn auf diesem Buchtitel steht: »BERGAUF – BERGAB – Nichts im Leben endet oben«, dann ist das eigentlich eine so genannte Tautologie. Das heißt: doppelt gemoppelt,

eine Wiederholung des Sachverhalts, zweimal dasselbe. Die Erdanziehung oder die Schwerkraft, sie erlaubt uns zwar unter Anwendung von Energie nach oben zu kommen, aber solange wir leben, zieht es uns immer wieder nach unten, und wir sind Gott sei Dank darauf eingestellt. (»Runter kommen sie alle.«)

Meine Frau und ich steigen auf einen Gipfel an der Grenze vom Oberen Vinschgau in die Schweiz. Ein langer, anstrengender Aufstieg an einem warmen Frühsommertag über Hochalmen und harte Schneefelder liegt hinter uns. Wir sitzen am Gipfel in 2600 Metern Höhe. Längst wissen wir beide, diese Höhe wird heute nicht unser Kulminationspunkt sein. Schon in der näheren Umgebung stehen ein paar höhere Gipfel. Aber sie sind nicht unser Ziel.

Die Aufstiegsenergie, die bisher aus unseren alten Bergsteigermuskeln kam, werden wir umtauschen gegen die der warmen aufsteigenden Luft, gegen die Thermik.

Wenige Minuten nach dem Start mit unseren Gleitschirmen sagt mir mein Höhenmesser eine Höhe von über 3000 Metern an, mit der Tendenz »steigend«. Die Flugperspektive der nächsten Stunde heißt Vinschgau, Ortler, Münstertal, Engadin. Ich bemühe mich, wenn auch ungern, die eidgenössische Lufthoheit und den Schweizer Nationalpark zu respektieren. Mit mir fliegt die Euphorie. Meine liebe Frau leider schon längere Zeit nicht mehr. Obwohl ich sie nach dem Start über mir dulden musste, orte ich den roten Schirm jetzt weit unten, beharrlich an den Hängen über St. Johann in Taufers fliegend. Dort unten lebt unser Freund Erich Pircher, dort unten werden wir landen. Irgendwann tun wir es, sitzen glücklich in der frisch gemähten Wiese und reden über unser grandioses Flugerlebnis. Warum sie mich dort droben in 3500 Meter Höhe verlassen hätte, frage ich meine

wirklich ausgezeichnete Pilotin. »In so großer Höhe, so weit über Grund wird es mir immer ein wenig unheimlich und ich habe das Gefühl, ich gehöre da nicht hin«, meint sie. Ich konnte dieses Gefühl an diesem Tag nicht mit ihr teilen. Aber es fällt mir ein anderes Erlebnis zum Thema Erdverbundenheit ein.

An einem Nachmittag im Mai starten Helga und ich mit dem Gleitschirm auf dem Gipfel des 2059 Meter hohen Monte Stivo über Arco. Im Angesicht des Gardasees, welcher bekanntlich nur 65 Meter hoch liegt. Fast 2000 Meter Höhenunterschied also zwischen oben und unten. Das Erlebnis dort ist nicht neu für uns, aber immer wieder faszinierend und wegen der Gardaseewinde auch spannend. Unser VW-Bus parkt bei Santa Barbara am Ende der Auffahrtsstraße, etwa 1200 Meter hoch. Helga will beim Bus landen und wir wollen uns am Campingplatz in Arco wieder treffen. Wir fliegen eine Weile um den Gipfel herum und konzentrieren uns dann jeder auf seinen Landeplatz.

Meiner ist noch weit weg. Das Fußballstadion in Arco habe ich vorgesehen; denn die Landemöglichkeiten am Nordende des Gardasees sind rar. Ich fliege in großer Höhe hinaus in Richtung See und wünsche mir, dass alle Düsenjägerpiloten jetzt am Nachmittag längst dienstfrei haben. Es geht – wie erwartet – zäh voran. Der Wind vom See her fühlt sich ziemlich steif an. Das Fußballstadion im dunstigen Arco sieht sehr, sehr klein aus. Noch habe ich von der Beschleunigungsmöglichkeit meines Fluggerätes keinen Gebrauch gemacht. Ich spare sie mir auf. Obwohl ich schon weit vom Gipfel entfernt bin, schleiche ich noch 1600 Meter hoch über dem Sarcatal dahin. Helga ist längst auf dem Hochplateau beim Auto gelandet. Das beruhigt mich. Später glaube ich, unseren weißen Bus zu sehen, an den weniger

bewaldeten Stellen der Serpentinastraße. Als ich immer noch 1200 Meter hoch irgendwo zwischen Torbole und Arco herumhänge und den Schirm immer noch krampfhaft gegen den Wind halte, macht es mir keinen Spaß mehr. Das Betätigen des Beschleunigers hat sowohl abwärts wie vorwärts wenig Wirkung. Als mein Höhenmesser 1100 Meter anzeigt, geht's keinen Meter mehr abwärts. Es scheint ein Deckel über dem Sarcatal zu liegen, der mich nicht nach unten kommen lässt. Die vertraute Erdanziehung ist zugedeckt von einer Thermikglocke. Gut eineinhalb Stunden bin ich jetzt unterwegs und ich fange an, meinen Gleitschirm nach bestem Wissen und Gewissen zu strapazieren, wohl wissend, dass mir kein Rettungsschirm zur Verfügung steht. Spiralen bringt Höhenverlust, aber wenn ich die Spirale ausleite, weil mir der Arm fast abfällt vor Anstrengung, geht es sofort wieder nach oben. Und außerdem treibt es mich nach Norden, wo ich nicht hin will, weil ich dort – sollte ich irgendwann den Boden erreichen – nur Weinstöcke, Obstbäume und Hochspannungsleitungen weiß. Ein Manöver, das »B-Stall« heißt und eine symmetrische Verkleinerung der Schirmfläche bedeutet, bewährt sich nicht, weil ich dabei meine Richtung nicht halten kann. Herunterziehen der Schirmmohren bringt keinen spürbaren Erfolg. »Erstaunlich, was so ein graziles Gebilde alles mit sich machen lässt«, denke ich mir.

Ich bin 1000 Meter hoch über dem Sarcatal. Rechts von mir wären Arco und der Fußballplatz, aber ich habe den Plan, dort zu landen, längst aufgegeben. Denn wenn ich das Grün wegen des starken Windes nicht erreiche, bin ich mitten im »Centro Storico« von Arco. Ich mag den alten Ort, aber nicht so.

Ich bin jetzt weit über zwei Stunden am Himmel und überlege möglichst cool. Ich werde in den Beschleuniger steigen,

möglichst viel die Ohren anlegen und dadurch hoffentlich wieder etwas in Richtung Gardasee vorankommen. Unten führt eine landwirtschaftliche Straße wie mit einem Lineal gezogen in Richtung Torbole. Dort werde ich irgendwann die Füße wieder auf den Boden bekommen. Die Erdanziehung gewinnt immer, aber die starke Thermik über dem Sarcatal ließ erst nach, als es finster wurde.

Helga war zum Einkaufen gegangen und hatte mich dann nicht mehr aus den Augen gelassen. Ich landete wohlbehalten auf der geplanten Straße. Als ich am Boden stand, hing der Schirm über mir an einer Telefonleitung. Ich hatte sie nicht mehr gesehen, weil es schon zu dunkel war.

Nichts im Leben endet oben! Schließlich gilt diese Erkenntnis, wie wir alle wissen, für alle Lebenslagen, für Stimmungen, Witterungsbedingungen, Gesundheitszustände, Börsenkurse, Liebesverhältnisse, Berufskarrieren, Bergsteigergrößen, Staatspräsidenten, Bundeskanzler usw., usw. Es würde mich nicht wundern, wenn nicht einmal der Papst um diese Realität herum käme. Aus eben dieser Richtung haben wir, als wir noch ziemlich jung waren, immer gehört: »Wenn du brav bist, kommst du in den Himmel!« (Leider hat man auch nie vergessen, darauf hinzuweisen, unter welchen Voraussetzungen man in die Hölle oder zumindest ins Fegefeuer hinunterkäme.) Schon damals habe ich mir unter »oben im Himmel« nichts wirklich Überzeugendes vorstellen können. Und auch schon damals habe ich mir damit geholfen, dass ich mir vorstellte, ich werde dann dort oben alles verstehen, was ich heute nicht verstehe. Und das wird viel sein. Halleluja!



Es ist beunruhigend für den Alten, dass die Jungen glauben könnten, er wäre mächtiger, kräftiger, erfahrener, selbstbewusster, reicher, wissender, klüger, weiser, schöner ...

Dabei hat er den Jungen nur das Eine sicher voraus:
Er war schon einmal so jung wie sie ...